

1911. 7546

Otfried Müller.

Rede

zum Antritt des Rectorats der Universität Breslau

am 15. October 1897.

gehalten von

Richard Foerster.

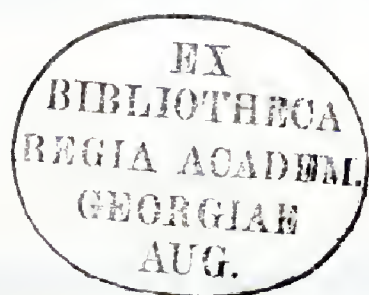
Breslau.

Verlag von M. & H. Marcus.

1897.

229

okl



Durchlauchtigster Herr Curator,

Hochansehuliche Versammlung!

Meine hochverehrten Herren Collegen,

Sie haben durch meine Wahl zum Rector der Universität für das neue Studienjahr nicht nur mir selbst, sondern auch dem durch mich vertretenen Lehrfache, der klassischen Alterthumswissenschaft, eine von mir tief empfundene Ehre erwiesen. Sie haben Sich aber auch in mir einen ehemaligen Commilitonen unserer Universität erwählt: vor sechsunddreissig Jahren bin ich bei ihr immatriculirt worden, und sie ist mir in Wahrheit eine alma mater gewesen.

Lassen Sie mich daher auch in dieser Stunde zu Ihnen von einem Commilitonen unserer Universität reden, einem der besten, welche sie gehabt hat, einem der Archegeten aller ihrer philologischen Commilitonen, demjenigen, in welchem ich, obwohl ich ihn nie mit Augen geschaut habe, doch schon lange das Ideal des akademischen Lehrers der klassischen Alterthumswissenschaft verehere; dessen am 28. August dieses Jahres, als an seinem hundertsten Geburtstage, von allen, welchen das klassische Alterthum

theuer ist, in Dankbarkeit und Verehrung gedacht worden ist; der als ἀνὴρ Ἑλληνιστάτατος das Wort des grossen, aber reizbaren und im Urtheil über Völker ungerechten Philologen Joseph Scaliger: „Silesii sunt barbari; si quis Silesius non sit barbarus, habet praeclarum ingenium plerumque“, in seinem zweiten Theile bestätigt, in seinem ersten Theile aber glänzend zu Schanden gemacht hat.

Wer möchte heut leugnen wollen, dass die Schlesier ein begabter Volksstamm sind. Aber ihre Begabung liegt mehr auf dem Gebiete der Einbildungskraft als des Denkens, zieht sie mehr zur Kunst, besonders der Dichtkunst, als zur Wissenschaft. Aus dem Mittelalter ragt auf dem Felde geistigen Lebens nur Einer hervor: das ist ein Minnesänger, Herzog Heinrich IV. Die Pflege der Wissenschaften hat erst verhältnissmässig spät Eingang gefunden. Gewiss liegt ein grosser Theil der Schuld daran, dass Schlesien so lange der Wohlthat eines Mittelpunktes wissenschaftlicher Arbeit, einer Universität, hat entbehren müssen. Nicht genug kann beklagt werden, dass die Bestrebungen zur Gründung einer solchen im Anfang des 16. Jahrhunderts, wie in Breslau 1505, in Liegnitz 1527, erfolglos geblieben sind. Und besonders schlecht stand es mit der klassischen Philologie, weil der Boden selbst nicht, wie in den Ländern des Rhein und der Donau, unmittelbare Beziehungen zum Alterthum darbietet. So kommt es, dass sich unter den Namen der Rectoren der gelehrten Schulen keiner von dem Klange eines Joachim Camerarius oder Hieronymus Wolf findet. Denn Valentin Trotzendorf,

der Rector der Schule von Goldberg, und Petrus Vincentius von Breslau haben ihre Bedeutung nicht als Gelehrte, sondern, wie nachmals Abt Felbiger von Sagan und mancher andere, als Schulleiter. So hat es Schlesien im Zeitalter der Renaissance nicht über einige vornehme Freunde klassischer Bildung, wie Thomas Rehdiger und Abraham von Bibran, hinausgebracht.

Und als es endlich — zuletzt unter allen Landschaften Deutschlands — 1702 eine Universität und mit ihr eine philosophische Facultät erhielt, konnte doch von einem wirklichen Betriebe klassischer Philologie keine Rede sein. Zwar war die Leopoldina eingerichtet, „um die Liebe zu den Studien überhaupt mehr und mehr zu entflammen“, aber die Mittagshelle, welche, wie der Festredner am 15. November 1720 sagte, durch die von der Universität ausgehenden Strahlen in ganz Schlesien eingetreten war, kam doch in Wahrheit nur dem Klerus zu Gute. Zwar wurden auch Cicero, Ovid, Virgil gelesen, aber in einem Geiste, welcher vom philologischen so verschieden war, als die Bilder jener Männer, welche an den Wänden der Fensternischen dieser Aula gemalt wurden, sich von denen der Wirklichkeit entfernen. Auch Mythologie wurde getrieben, aber nur wie Prosodie. Sie diente als Ingredienz für Verse und Reden, wie als Schmuck für die Deckengemälde der Aula, welche im übrigen keinen Zweifel lassen, dass hier etwas ganz anderes gewollt wurde als Einführung in den Geist des klassischen Alterthums. Und es half nichts, dass Friedrich der Grosse

zur Belebung des Unterrichts französische Patres berief. Der Geist blieb derselbe. Wohl aber machte er sich dadurch um die höhere Bildung Schlesiens verdient, dass er auf den Rath seines Ministers von Zedlitz dem Griechischen im Unterrichte der Gymnasien die ihm gebührende Stellung anwies. Die Rectoren dieser höheren Schulen waren freilich grösstenteils Ausländer, meist Sachsen.

An der Universität hielt die klassische Philologie ihren Einzug erst mit dem neuen Geiste, welchem die Leopoldina ihre völlige Erneuerung, die Viadrina ihr Dasein dankt, mit dem Entschlusse König Friedrich Wilhelms III., dem preussischen Staate durch geistige Kräfte zu ersetzen, was er an physischen verloren hatte. In dem wackeren Schneider Saxo, der von Frankfurt übersiedelte, und in dem feinsinnigen Heindorf, der von Berlin kam, erhielt die Universität ihre ersten Philologen. Hatte das Edict vom 10. Juli 1810 über die Prüfung der Schulumtscandidaten einen von dem theologischen getrennten Lebensberuf eingeführt, so wurde mit dem philologischen Seminar am 5. April 1812 eine Einrichtung geschaffen, durch welche in jungen Männern, welche für die Alterthumswissenschaft geweckt und vorbereitet waren, der philologische Sinn so belebt und genährt wurde, dass durch sie künftig diese Studien erhalten, fortgepflanzt und erweitert werden konnten.

Es zeigte sich sofort, dass, dank der Unterweisung jener aus Sachsen berufenen Schulmänner, solche Jünglinge wohl vorhanden waren. Schon vom ersten Rector der Viadrina wurde immatriculirt und bald darauf ins

Seminar aufgenommen Eduard Gerhard, Zögling des Elisabeth-Gymnasiums, der nachmalige Professor der Archäologie in Berlin, der geistige Vater des Archäologischen Instituts in Rom, der Organisator archäologischer Arbeit; ein Jahr darauf Eduard Meier aus Glogau, 1824 Professor an der Universität Halle, an welcher er der neuen realistischen Richtung der Philologie Eingang verschaffte; abermals ein Jahr darauf, Ostern 1814, derjenige, dessen Ruhm heut den jener beiden noch überstrahlt, dessen Säculargedächtnis meine Worte gewidmet sind: Karl Otfried Müller.

Zwar ist sein Wirken nicht unserer Universität unmittelbar zu Gute gekommen, sondern der Georgia Augusta von Göttingen, welche sich rüstet, in diesen Tagen in besonderer Festfeier das Andenken an den zu erneuern, welcher wie wenige zu ihrem Ruhme beigetragen hat. Aber auch wir dürfen uns Otfried Müllers rühmen: er war der unsrige. Schlesien ist seine Heimath. In Brieg ist er geboren und erzogen; bei uns hat er zwei Jahre studirt; am Maria-Magdalenen-Gymnasium ist er andert-halb Jahre Lehrer gewesen. Im bescheidenen Stübchen des dritten Stockwerkes in einem jener schmalen Häuser an der Westseite des Neumarktes, noch heute am Haupte Johannis des Täufers erkennbar*), ist sein erstes Hauptwerk, „Orchomenos“ entstanden. Hier schloss er mit dem trefflichen Joseph Max, der Zierde des schlesischen

*) Der hiesige Wissenschaftliche Verein wird eine Gedenktafel an dem Hause anbringen lassen.

Buchhandels, jene Freundschaft, welcher zu danken ist, dass die Mehrzahl seiner Werke in Breslau erschienen ist. Nach Schlesien blieb sein Sinn gerichtet, als er ihm leiblich entrückt war. Wie mit einem Zauberbande zog es ihn in den Ferien in die heimathlichen Fluren, ins Pfarrhaus zu Ohlau, wohin 1809 der Vater, bis dahin Feldprediger im Regiment Graf Klinkowström (nachmals von Malschitzki), als zweiter Geistlicher versetzt worden war, in jenes stille Haus, in welchem noch heut, wie ich mich jüngst zu meiner Freude überzeugen durfte, die Erinnerung an den „Griechen Otfried“ hoch gehalten wird. Hier las er 1828 zuerst seine in der Geschichte der klassischen Uebersetzungslitteratur epochemachenden „*Emmeniden des Aeschylus*“ den geliebten Brüdern Julius und Eduard vor. Hier wollte er auch im October 1840 nicht nur von den Eltern, sondern auch von Weib und Kindern empfangen werden, wenn er von der einjährigen Reise zurückkehrte. „Nach solcher Reise,“ schreibt er aus Griechenland, „in der Heimath weilen schliesst einen ganzen Himmel in sich.“

Schlesien darf sich seiner aber auch rühmen. Er verkörpert in sich wie kein zweiter die der klassischen Alterthumswissenschaft Deutschlands in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts eigenthümlichen Bestrebungen und hat wie kein zweiter dazu beigetragen, dass diese auch in den andern Ländern Europas Wurzel gefasst haben. Mit seiner ebenso tiefen wie allseitigen Erfassung des klassischen Alterthums überragte er fast alle Zeitgenossen.

Und wie ist er zu dieser Bedeutung gelangt?

Wohl hörte man bei seinen Lebzeiten oft das Wort: „Müller und sein Glück!“ Wohl schreibt Böckh im Mai 1832 an ihn: „Ihr ganzes Leben ist so voll Anlage zum Glück, dass auch für Ihre Kinder die günstigste Vorbedeutung gestellt ist.“ Wohl nannte er sich selbst mit den Worten unseres Paul Fleming „des Glückes lieben Sohn.“ Und wenn zum Glücke Neider gehören, so hat er es im reichsten Masse gehabt.

In der That, Glück mochte und mag man es nennen, wenn er, im Alter von 20 Jahren, zum Collega septimus des Maria-Magdalenen-Gymnasium berufen, noch vor dem Amtsantritte eine Oberlehrerstelle am Gymnasium in Frankfurt a. O. angeboten erhielt; wenn er zwei Jahre später, noch ehe er seine Vorbereitungen zur Habilitation an unserer Universität beendet hatte, an die Georgia Augusta berufen wurde, welche, reich gepflegt, auf der Höhe ihres Ruhmes stand und von ihrer Gründung an die Hochburg gerade der Richtung der Philologie war, welcher er selbst anhing. Da ihm auch die Vertretung der Archäologie zufiel, war der Zweiundzwanzigjährige mit einem Male in eine Stellung gelangt, mit welcher sich keine andere vergleichen liess, sodass er bald darauf die lockende Anerbietung, als Professor der alten Geschichte nach Berlin zu kommen, unbedenklich ablehnen konnte.

Wohl war es ein Glück, dass ihm in Pauline Hugo, des grossen Rechtslehrers Gustav Hugo Tochter, nach stiller, leidenschaftlicher Bewerbung eine Lebensgefährtin

zuthcil ward, welche mit Recht „pulcherrima, candidissima, optima“ genannt werden durfte*), und dass er an dem Tage, an welchem sie ihm die erste Tochter gebar, die Nachricht vom gewonnenen Preise der Berliner Akademie erhielt.

Wohl war es ein Glück, dass er Italien und Griechenland, seine geistige Heimath, in der Blüthe der Jahre, in der Vollkraft des Geistes schauen, nicht flüchtig durch-eilen, sondern wahrhaft geniessen und für das grosse Werk, welches er im Geiste trug, die Griechische Geschichte, nützen konnte.

Endlich — wen die Götter lieben, der stirbt jung — noch nicht 43 Jahre alt, „schied er im jungen, frischen, farbenhellen Leben, im reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben.“ Und er starb, mit seinem Curtius zu reden, auf dem Felde der Ehre, ja auf seinem Schilde.

Zum Kampfe für Deutschlands Befreiung vom Joche der Fremdherrschaft mit siebzehn seiner Brieger Kameraden oder mit den Commilitonen der Viadrina, deren Namen die zwei Tafeln zu meiner Rechten und Linken der Nachwelt künden, in den Tod zu ziehen, dazu hatte die Kraft des Knaben nicht gereicht. Damals hatte er den Gefühlen, welche er für des Vaterlandes Befreiung im Herzen trug, nur schwachen Ausdruck in Liedern zu geben vermocht, von denen das eine, im Monat der Völker-

*) Von Jacob Grimm in der Tabula gratulatoria zu Hugo's fünfzigjährigen Doctorjubiläum (Beilage zur Kasseler Zeitung vom 19. Mai 1838).

schlacht entstanden,*) die denkwürdigen Worte enthält: „Wir fürchten Gott, wir fürchten keinen Feind.“ Jetzt starb er für des — zwar befreiten, aber zerrissenen und ohnmächtigen — Vaterlandes geistige Grösse, im Kampfe für seine Wissenschaft, für das Licht von Hellas, welches auch Deutschland durchleuchten und durchwärmen sollte, nicht fern von seinem Orchomenos und dem Heiligthume seines Freundes Phoibos Apollon, um die er vorher in der Stille des Studierzimmers mit heissem Bemühen gerungen hatte.

Nicht Schreckgestalten, sondern liebliche Bilder umschwebten ihn, als Thanatos an ihn herantrat. „Welche Säulen!“ war eines seiner letzten Worte. Zwei Lieblingsschüler, die Gefährten der letzten Reise, umstanden sein Todtenbett. Die Universität seines Athen richtete das Begräbniss aus. Seine attischen Berge waren es, hinter denen die Sonne niedersank, als man, was an ihm sterblich war, in die kühle Erde bettete. Auf dem Hügel des Oedipus und des Sophokles hat er sein Grabmal.

Wie aber Achill auf den Inseln der Seligen in ewiger Jugend fortlebt, so Otfried Müller in dem Herzen der Nachwelt. Ganz Deutschland empfand den Verlust als den seinigen. Mehr als einer seiner Dichter gab der Trauer erhebenden Ausdruck. Kein Geringerer als Gottfried Hermann, der mit dem Lebenden in hartem

*) Gedruckt im „Brieger Bürgerfreund,“ 5. Jahrgang (1813) N. 44 S. 481—485 und N. 45 S. 494—497.

Kämpfe gestanden hatte, hielt sich für verpflichtet, auf der nächsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, welche unter dem Eindrucke der erschütternden Todesnachricht stand, ihm — und damit sich selbst zur Ehre — den Epitaphios zu halten. Lange dauerte es, ehe die Klage der ganzen philologischen Welt verstummte.

Nicht minder hatte Otfried Ursache zum Danke für das, woraus diese glückliche Führung seines äusseren Lebens erwachsen war, für den Reichthum inneren Lebens, für das Füllhorn von Gaben, welches von der gütigen Vorsehung auf ihn ausgeschüttet worden war.

Er hatte eine blühende Gesundheit, wusste nichts von Krankheit oder gar von Kränklichkeit. Auch die anhaltendste Anstrengung vermochte nicht die rosige Gesichtsfarbe, den gleichsam beflügelten Schritt, den Fluss der Rede, die Freundlichkeit des Gesichtes, die Heiterkeit des Sinnes, den Schwung des Geistes zu stören. Nichts konnte in ihm das stille schlichte Gottvertrauen erschüttern.

Der religiöse Sinn, im Vaterhause genährt, und die Selbsterfahrung religiösen Lebens befähigte ihn zu Untersuchungen über das Wesen des Mythos, hielt ihn aber auch ebenso fern vom Mysticismus eines Creuzer, wie von Vossens Pfaffenschwindeltheorie.

Der Sinn für die Natur, auf häufigen Wanderungen durch die Wälder und Auen der Oder angeregt, hielt ihn in stetem Zusammenhang mit jener; er machte ihn nicht nur für das in den Gebilden der Natur sich regende

Leben empfänglich, sondern gab ihm auch jene Schärfe des Blickes für den Bau einer Landschaft.

Sein poetischer Sinn, in zahlreichen eigenen Dichtungen ausströmend, liess ihn auch den geheimen Pulsschlag dichterischen Lebens im Mythos wie in Werken der Litteratur fühlen und das den Dichter im letzten Grunde Bewegende verstehen.

Der Formensinn, früh durch Zeichnen geübt, gab ihm ein Stilgefühl, durch welches er in Werken der Kunst Verschiedenheit der Zeiten und Hände erkannte, wo andere nur Gleichheit sahen.

Es fehlte nicht der Sprachsinn, jene Gabe, auch in der Sprache eines Volkes, eines Stammes, eines Mannes dem geheimnissvollen Wirken seines Geistes zu lauschen. Und es ist, zumal er sich auch sprachvergleichenden und sprachphysiologischen Studien nicht entzogen hat, in der That zu beklagen, dass ein grösseres Werk über Vergleichung der griechischen und lateinischen Sprache, sowie über Wortbildung ungeschrieben geblieben ist.

Am stärksten war vielleicht der geschichtliche Sinn entwickelt, welcher ihn nirgends jähen Wechsel, überall Uebergang und Vermittelung sehen liess, welcher ihn trieb, auch die Wurzeln der ältesten Geschichte eines Volkes in den natürlichen Verhältnissen desselben zu suchen, welcher ihn lehrte, Kunstwerke wie die Parthenon-Giebelskulpturen oder die „Eumeniden“ des Aeschylus aus dem Geiste ihrer Zeit zu erklären.

Gewiss aber gilt auch von Otfried das Wort, welches ich Ihnen, meine Herren Commilitonen, besonders ans Herz legen möchte, das Wort seines trefflichen Freundes Lücke: „Je begabter, desto fleissiger.“ Studiren war seine Lust. Wie 15 bis 17 Stunden täglicher Arbeit nicht zu viel für den Studenten waren, so wünschte auch der Professor, dass der Tag sich verdoppeln und 48 Stunden haben möge. Er hielt getreulich den Vorsatz, den er nach der Promotion gefasst hatte: „Wie will ich nun alles so gigantisch mir anlegen!“ Der Erstlingschrift folgte trotz orthographischer und geographischer Lectionen, in übervollen Schulklassen „Orchomenos“ auf dem Fusse. Und erst der zitternden Hand des Sterbenskranken entsank im Heiligthum von Delphi der Griffel.

Es versteht sich bei ihm von selbst, dass es nicht ein mikrologischer oder einseitiger, sondern ein grosse Gebiete mit weitem Blick umspannender Fleiss war. Er wusste, dass, wer etwas bedeutendes leisten will, schon auf der Universität einen breiten Grund der Studien legen muss. Er hörte in Breslau nicht nur philologische Vorlesungen bei Schneider, Heindorf und Passow, sondern auch theologische, orientalische, historische, botanische, mathematische, besonders aber philosophische bei Steffens, zu dem er bald in ein näheres Verhältniss trat.

Als am 3. August des Jahres 1815 die Verkündigung der Urtheile über die Preisarbeiten stattfand, war für jede der zwei von der philosophischen Facultät gestellten Aufgaben eine Arbeit eingegangen. Die erste, philosophische

Aufgabe lautete: „Es ist zu untersuchen, ob die Gründe, aus welchen das Dasein Gottes den Philosophen bisher feststand, welche jedoch von Kant erschüttert zu sein scheinen, jeglichen Fundamentes entbehren, oder ob die sogenannten dogmatischen Philosophen nur in der Form und Methode der Argumentation geirrt haben“. Die zweite verlangte ein specimen historicum über die Thaten der Makkabäer. Beiden Arbeiten wurde der Preis zuerkannt, und als Verfasser beider Arbeiten ergab sich: „Karl Müller aus Brieg, studiosus philosophiae“. (Karl war nämlich der alleinige Taufname; Karl Otfried nannte er sich erst seit 1819 auf den Rath von Buttman.)

Und wer möchte leugnen, dass nur ein philosophisch geschulter Geist im Stande war, ein Meisterwerk der Systematik wie das „Handbuch der Archäologie“, das erste und beste in seiner Art, zu schaffen, oder dass nur ein im besten Sinne metaphysischer Geist erkennen konnte, dass die Untersuchung der einzelnen Mythen zwar nothwendig, aber nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke, zu der aus der Vergleichung entspringenden Erkenntniss des Urgrundes und der gemeinsamen Themata alter Mythen, sei. Und erst recht konnte Müller's ganze Auffassung der Alterthumswissenschaft aus keinem anderen als dem geschichtlichen Geiste geboren werden.

Otfried hat sich ferner der trefflichsten Lehrer erfreut zuerst des eignen würdigen Vaters, sodann auf der Schule des in wissenschaftlicher und pädagogischer Hinsicht gleich hervorragenden Friedrich Schmieder, der es ebenso

verstand, die Schüler mit Begeisterung für die grossen Gestalten der alten Geschichte und Litteratur zu erfüllen, wie er sie an den Ernst und die Ausdauer in der Arbeit gewöhnte. Stets hat Otfried seinem Gymnasium dankbare Anhänglichkeit bewahrt und auch in der schwersten Zeit seines Lebens, 1838, nicht vergessen, ihm seine Universitätsabhandlungen zu schicken „*memoriae suae redintegrandae causa gratique animi demonstrandi*“. Auf der Universität Berlin, welche er nach Breslau aufsuchte, waren Solger, Schleiermacher, Buttman und vor allem Böckh seine Lehrer.

Wohl erklärt er diesem kurz nach dem Antritte seiner Göttinger Professur in überströmendem Gefühle: „Alle meine fröhlichen und heiteren Aussichten und Lebenshoffnungen sind Dank gegen Sie.“ Und es ist wahr, dass dieser ihn zärtlich geliebt und auf alle Weise zu fördern gesucht hat; auch wahr, dass ihm durch diesen zuerst die Idee einer wahren Philologie aufgegangen ist — die Breslauer Lehrer waren noch Anhänger der alten sächsischen, auf Kritik und Erklärung der Schriftsteller beschränkten Richtung — es ist auch wahr, dass Böckh ihn für das Griechenthum gewonnen und die philologische Arbeitsweise gelehrt hat. Aber auf die Wahl und die Ziele der Studien, auf denen Müller's Bedeutung ruht, ist er ohne bestimmende Einwirkung gewesen. Beide Männer waren doch ihrer besonderen Anlage und Neigung nach recht verschieden und ergänzten sich. Ist es Böckh hauptsächlich um die Erkenntniss des Wahren und Sittlichen

im klassischen Alterthum zu thun, so Müller um das Heilige und Schöne. Wie Böckh mit der Kunst, so hat Müller mit der Philosophie und den exacten Wissenschaften des Alterthums nur leichtere Fühlung gehabt. Mochte Böckh nur einmal durch eine Ritze einen Blick in das Heiligthum der Mythologie werfen, hielt ihn aber ein heiliger Schauer zurück, über die Mauer zu springen, so hat für Müller „das mythologische Recherchiren so viel Reiz und Annehmlichkeit, es erquickt und belebt ihn so innerlich, dass er auch zufrieden sein könnte, wenn niemand seiner achtete und die Sachen selber ungedruckt blieben.“ Ist es die Zahl und das Mass, um welches sich Böckhs antiquarische Untersuchungen bewegen, so ist der Blick Müllers vorzugsweise auf den Ort und die Erscheinungsformen des Hellenenthums gerichtet. Wohl hat sich auch Müller in die im Staatsleben der Hellenen wirksamen Kräfte versenkt, aber unabhängig von Böckh, bei dem er nicht einmal griechische Alterthümer gehört hat. Als er „Orcho-
menos“ schrieb, hatte er niemand in Breslau, bei dem er sich hätte einen Rath holen können. Auch die „Dorier“ tragen ganz das Gepräge seines Geistes; erst recht sein in der Stille ausgereiftes Hauptwerk, von dessen Vorbereitung Böckh auch nicht die leiseste Ahnung hatte, die „Etrusker“.

An Müller bewahrheitete sich das Wort Böckhs — und das ist das Zweite, auf welches ich Ihre Aufmerksamkeit, meine Herren Commilitonen, besonders lenke —: „Das Beste muss doch jeder selber an sich thun.“

Er war kein receptaculum doctrinae omnigenus, kein „wandelndes Museum“, sondern immer war sein Blick vorwärts gerichtet, auf ein bestimmtes Ziel, aber er suchte diesem von allen Seiten beizukommen. Er erkannte, dass die landläufige Aneinanderreihung und Vergleichung der Ueberlieferungen über die Thaten der grossen Männer in der griechischen Geschichte ebensowenig zum Ziele führe wie in der römischen. Hier hatte Niebuhr die Fackel der Erkenntniss angezündet. Wie dieser, sah auch er sich nach einem Ersatze um und fand ihn in den Oertlichkeiten und Denkmälern von Griechenland selbst und schlug schon in seiner Dissertation, welche, wie mit Recht gesagt worden ist, bereits den ganzen Müller zeigt, den Weg ein, vom Einzelnen zum Ganzen vorzudringen. Mit scharfem Blicke fand er aber auch die wirklich bedeutenden Oertlichkeiten und Stämme heraus: die in der älteren politischen, Wirthschafts- und Kunstgeschichte hervorragende Insel Aegina, den schon bei Homer gefeierten goldreichen Sitz der Chariten, die Stadt des weit verbreiteten Stammes der Minyer, Orchomenos, die für Poesie, Wissenschaft, bildende Kunst, Politik hochbegabten Dorier. In der Geschichte von Athen erkannte er die fünfzig Jahre vom Ende der Perserkriege bis zum Anfang des peloponnesischen Krieges als die bedeutungsvollsten im Leben der Stadt wie für die Kulturgeschichte der Menschheit. In einer Diadochenresidenz wie Antiochia am Orontes sah er die Erbin der klassischen, wie die Mutter der römischen Kultur. Um aber ein wirklich eindrucksvolles Bild der

Bedeutung der einzelnen Stadt oder des Stammes zu geben, zog er alles heran: Oertlichkeit, Klima, Kulte, Sprache, Litteratur, Kunst, Geschichte. Wenn die Preisaufgabe der Berliner Akademie nur eine Darstellung des Wesens und der Beschaffenheit der verschiedenen Bildungszweige des etruskischen Volkes verlangt hatte, so ward unter Müllers Händen daraus eine allgemeine etruskische Alterthumskunde.

Desgleichen erkannte er, dass aus dem Wirrsal der alten und neuen Deutungen von Götternamen und Mythen nicht anders herauszukommen und der Anarchie auf dem Gebiete der Mythologie nicht anders ein Ende zu machen sei als durch unbefangene Betrachtung einzelner Mythen. Diese aber müssen nach allen Seiten hin geprüft werden, zunächst und zumeist nach der Oertlichkeit, welche sie hervorgebracht hat, sodann nach dem Wege, auf welchem sie verpflanzt worden sind, endlich nach der Art, wie sie vom Volke, von Küstern und Ammen, Dichtern, Denkern und Rhetoren, Künstlern und Handwerkern behandelt worden sind.

In der Kunstgeschichte war er, wie Winckelmann, Autodidakt; wie diesem, ist ihm an den Antiken von Dresden, wo er, um sich für seine Professur vorzubereiten, einen längeren Aufenthalt genommen hatte, der Sinn für die schlichte Einfalt und stille Grösse der alten Kunst aufgegangen. Fortan aber widmete er sich ihr mit solcher Kraft, dass sie nach Winckelmann in Deutschland, ja über dieses hinaus, von keinem so gefördert worden ist wie von

ihm, sei es, dass man die methodische Erklärung der Kunstwerke oder die kritische Erörterung der Künstlergeschichte oder die Baugeschichte von Athen und anderen Städten in Betracht zieht.

Ist man weiter des bereits erwähnten Vorzuges eingedenk, dass er befähigt war, den Geist des Griechenthums auch in seiner Sprache, den des Stammes im Dialekt, den des Schriftstellers im Stile wiederzufinden, bringt man endlich seine grosse Darstellungskunst in Anschlag, so muss man urtheilen: er war ausgerüstet wie kein zweiter zur Ausführung des Werkes, welches er schon in der Jugend wie in goldenem Traume geschaut hatte, dessen Umrisse aber allmählich immer klarer vor sein geistiges Auge getreten waren, der Geschichte Griechenlands, und wenn etwas für ihn und für uns zu beklagen ist, so dieses, dass das Werk mit ihm ins frühe Grab gesunken ist.

Ist es endlich noch nöthig ausführlich nachzuweisen, dass seine Doppelansgabe des Festus und Paulus, seine kühne Bearbeitung von Varro's schwieriger Schrift *de lingua latina* ihn auch als scharfsinnigen Textkritiker zeigen, wenn auch Vergleichung und Aufstellung von Stammbäumen der Handschriften nicht seine Sache war?

Homer sagt: „Erst rudern, dann ein günstiger Fahrwind.“ So war auch das, was bei Müller wie ein Glücksfall aussah, zum grossen Theile sein Verdienst. Es waren nur die „*Aeginetica*“, seine Doctordissertation, welche Heerens Auge auf ihn lenkten, als es sich um die Berufung nach Göttingen handelte. Den Verfasser kannte er nicht, wusste

nicht einmal, wo er wohnte. Das Urtheil, welches Böckh über diese Arbeit als die erste erschöpfende Specialgeschichte eines griechischen Staatswesens, seitdem das Vorbild unzähliger Monographien, öffentlich abgab, war ebenso begründet, als ihm 10 Jahre später die Prophezeiung von Herzen kam: „Otfried Müller, ich spreche es mit dem innigsten Gefühle der Wahrheit aus, mit den schönsten und edelsten Kräften des Geistes und Gemüthes und noch jung mit umfassender Gelehrsamkeit ausgestattet, wird mich, den er als seinen Lehrer anerkennt, weit hinter sich zurücklassen.“ Begründet war nach dem Erscheinen von „Orchomenos“ und den „Doriern“ das Urtheil Friedrich von Raumer's über den Sechszwanzigjährigen, dass er der tüchtigste und würdigste unter allen sei, welche für eine Professur der alten Geschichte an der Berliner Universität in Frage kämen; erst recht begründet der nachmalige Wunsch der Berliner und Petersburger, ihn als Archäologen zu gewinnen; wohl begründet das Urtheil der Berliner Akademie über die „Etrusker“, deren zweiter Herausgeber sich nach fünfzig Jahren zu der Erklärung gedrungen fühlte, dass die Methode der Untersuchung und die Art der Darstellung ihn mit solcher Verehrung für den Verfasser erfüllt hätten, dass er die Neubearbeitung des Werkes geradezu für seine Pflicht gehalten habe. Verdient war die Anerkennung, welche Gottfried Hermann ihm mit den Worten zollte: „Er war im Leben mein Gegner, aber nie habe ich seine Verdienste verkannt, und jetzt nach seinem Tode fühle ich mich verbunden, sie zu

nennen, zu rühmen und zu preisen“. Mit Recht nennt ihn die Medaille, welche der Verein deutscher Philologen und Schulmänner zu seiner Ehre prägen liess: ingenio doctrina industria de antiquitatis studiis immortaliter meritum. Mit Recht urtheilt die Nachwelt, dass er an Congenialität mit den Hellenen unter seinen Zeitgenossen nicht seines Gleichen hatte. Im Streite mit Hermann und seiner Schule über die Aufgaben der klassischen Philologie war das höhere Recht auf seiner Seite. Viele von den Fragen, welche er aufwarf, jener für vergeblich erklärte, haben ihre Beantwortung gefunden oder werden sie finden.

Manche seiner Gedanken, darunter Lieblingsgedanken, haben sich nicht halten können. Aber wie gross ist die Menge dessen, was in den dauernden Besitz der Wissenschaft übergegangen ist. Wie stark ist das Bedürfniss nach Neubearbeitung seiner Werke bis in die neueste Zeit! In der Methode der Mythenforschung ist er noch heut ein Fackelhalter. Aber auch da, wo wir ihm nicht mehr folgen können, hat sich sein Irrthum als fruchtbar erwiesen. Dass er jene Richtung, welche alles Grosse im Griechenthum auf das Morgenland zurückführen will, nachdrücklich bekämpfte, wirkte heilsam und soll ihm unvergessen bleiben, auch wenn er im Esoterismus zu weit gegangen ist.

Und wie reichen Samen hat er ausgestreut! Der Lehrer war in ihm dem Forscher ebenbürtig. Schon ein Theil seiner Werke zeigt die Neigung und Befähigung zum Lehren.

Wie seine „Denkmäler der alten Kunst“ allen, welche sich von der klassischen Kunst angezogen fühlen, eine Zusammenstellung der wichtigsten Werke nach historischen und gegenständlichen Gesichtspunkten in Umrisszeichnungen bieten, so wendet sich die Uebersetzung der „Eumeniden“ an alle, welche für die Eigenthümlichkeit einer antiken Tragödie empfänglich sind, verzichtet daher auch auf Treue im Kleinen, besonders im Metrum, für welches er im übrigen ein feines Ohr hatte, um das Grössere zu erreichen, Erweckung der Empfindungen, um welche es dem Dichter hauptsächlich zu thun war. Und gar die „Geschichte der griechischen Literatur“ hat alles gelehrte Gewand so abgestreift, dass sie auf Leser aller Kreise, am liebsten freilich auf jugendliche, rechnet, um ihnen nahe zu bringen, „wie jene ausgezeichneten Werke menschlicher Rede, welche wir mit Recht noch immer die klassischen Schriften der Griechen nennen, auf eine naturgemässe Weise aus der Sinnesart der griechischen Völkerschaften und aus dem Zustande ihres geselligen und bürgerlichen Lebens hervorgegangen und wie sich in ihnen der Geist und Geschmack und das ganze innere Leben jener von der Natur vor allen andern reichbegabten Nation ausprägt.“ Obwohl unvollständig und unvollendet, ist das Werk nach Inhalt und Form ein Lesebuch im edelsten Sinne, dem auf diesem Gebiete kein anderes an die Seite zu stellen ist. Es sichert Otfried einen Ehrenplatz unter den Schriftstellern wissenschaftlicher deutscher Prosa.

Wie man auch aus diesem Buche herausfühlt, er war ein Meister des lebendigen Wortes, ein gottbegnadeter Lehrer. Auch als solcher nimmt er eine Doppelstellung ein. Er verstand es, eine glänzende Generation von Schülern zu ziehen, welche auf den verschiedenen Gebieten der klassischen Alterthumswissenschaft ausgezeichnetes geleistet oder die durch ihn gewonnene Anregung auf andere Arbeitsfelder übertragen haben, obwohl es auch an solchen nicht fehlt, welche seine Schüler geworden sind, ohne ihn gehört zu haben. Er verstand es aber auch, Hörer aller Fakultäten in einem Umfange, wie es heut kaum noch vorkommt, um sich zu sammeln und zu fesseln. Mehr als einen habe ich getroffen, der erklärte, in Otfrieds Vorlesungen über griechische Kunstgeschichte ein Bad der Erquickung gefunden zu haben, und dem, schon ergraut im Dienste des Staates, der Gemeinde oder der Kirche, selbst die Erinnerung an jene Stunden zu einem Tranke der Verjüngung wurde. Die zwanzig Jahre der Göttinger Lehrzeit haben Otfried zu einem *Praeceptor Germaniae* gemacht.

Aber — ich denke doch, es gilt auch vom Gelehrten: „Was hülfte es dem Menschen, so er die Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ — wie steht es mit dem Menschen? Nun, keiner ist ohne Fehl. Auch über ihn sollen die Regungen des Ehrgeizes ihre Macht gehabt haben. In der Jugend mag er sich zu vorsehnellem Urtheil haben hinreissen lassen. Stärke in der Liebe wird mit Stärke der Abneigung gegen andere Richtungen

verbunden gewesen sein. Aber es waren Fehler, welche dicht neben Tugenden lagen. Die Liebe zu seinen Freunden Dissen und Böckh, welche er von Hermann gekränkt meinte, war jedenfalls mit im Spiele, als er gegen diesen einen herausfordernden Ton anschlug und gegen dessen Urtheil, noch ehe es gefällt war, protestirte.

Und wie treten diese Schwächen hinter Aeusserungen wirklicher Kalokagathie zurück. „Unter allen jungen Männern, die ich kenne,“ schreibt Böckh an Heeren, „habe ich nie eine so grosse Bescheidenheit, einen so feinen, sittigen Sinn gefunden.“ Böckh's anerkennende Recension seiner Erstlingsschrift ruft in ihm nur den Entschluss hervor, „was hier in vielem zu früh gesagt sei, so viel wie möglich gleichsam nach und nach abzuverdienen.“ Tadel weckt in ihm den Vorsatz, sein Wissen bis zu den Quellen zu revidiren und nur zu behalten, was strenge Wahrheitsliebe fordere. Aber auch auf der Höhe seines Ruhmes gestand er Irrthümer ein, obwohl ihn ihre Erkenntniss unglücklich machte und ein Fehler ihm wie ein Stein auf der Seele lag. Und wie tapfer war er im Streite nicht bloß gegen einen Schlosser, dem er sich auf seinem Kampfgebiete in jedem Betracht überlegen wusste, sondern auch gegen einen Hermann, dessen Stärke und epochemachende Bedeutung er anerkannte!

War er aber auch muthig und standhaft in den Kämpfen des öffentlichen Lebens? Hielt er es auch darin mit seinem Böckh: „Was wäre Wissenschaft und

Gelehrsamkeit werth, wenn sie nicht dem Geiste Muth und Kühnheit gäben, die Ueberzeugung selbst dann festzuhalten, wenn der Machthaber sie abzuschwören gebietet?“ Wie hielt er sich in jenen schweren Tagen, in denen aller Augen auf Göttingen gerichtet waren, als König Ernst August von Hannover am 1. November 1837 das Staatsgrundgesetz umgestossen hatte? Gehörte er zu den Männern, welche schon am 18. November öffentlich erklärten, „dass sie sich durch ihren auf den Staatsgrundsatz geleisteten Eid fortwährend verpflichtet halten müssten und daher weder an der Wahl eines Deputirten zu einer auf anderen Grundlagen als denen des Staatsgrundgesetzes berufenen allgemeinen Ständeversammlung Theil nehmen, noch die Wahl annehmen, noch endlich eine Ständeversammlung, die in Widerspruch mit den Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes zusammenträte, als rechtmässig bestehend anerkennen dürften“? Nein, sein Name fehlt unter dieser Erklärung der „Sieben“. Aber, wie wir durch ihn selbst wissen, nur aus folgenden zwei Gründen. Erstens, weil er das Universitätscuratorium, an welches jene Erklärung gerichtet war, als nicht zuständig, für die falsche Adresse hielt; zweitens, weil er wünschte, dass die Universität als Ganzes, als Wahlkörperschaft erklären sollte, nicht unbedingt huldigen zu wollen, indem er der Ansicht war, dass Protestation der alten Wahlcorporationen und Nichtwählen der Aufgerufenen der rechte Weg zur Wiedererlangung der Verfassung sei. Bei den engen Beziehungen, in denen er zu Dahlmann stand, ist es nicht unwahrscheinlich, dass

die Erklärung der Sieben selbst auf seine Bedenken Bezug nimmt, wenn sie mit dem Satze schliesst: „Wenn die unterzeichneten Mitglieder der Landesuniversität hier als Einzelne auftreten, so geschieht es nicht, weil sie an der Gleichmässigkeit der Ueberzeugung ihrer Collegen zweifeln, sondern weil sie so früh als möglich sich vor den Conflicten sicher zu stellen wünschen, welche jede nächste Stunde bringen kann.“

Es liegt mir fern, die Frage aufwerfen zu wollen, welcher von beiden Standpunkten staatsrechtlich der begründetere ist. Sicher ist, dass der von Müller die Billigung vieler unbefangener und charaktervoller Männer gefunden hat. Und sicher ist erst recht, dass seine Unterschrift unter der Erklärung der Sieben fehlt, nicht weil er in Bezug auf die Verbindlichkeit des auf die Verfassung geleisteten Eides anders gedacht hätte als sie, auch nicht weil er sich vor den Folgen der Protestation gefürchtet hätte. Dafür zeugt ausser seinen eigenen Worten sein weiteres Verhalten. Er musste zwar zunächst die herbe Enttäuschung erleben, dass die Universität im ganzen sich wie ein Philister betrug, aber als der Minister, die treibende Kraft auf der verfassungsfeindlichen Seite, soweit ging, eine Loyalitätsdeputation, bestehend aus dem Prorector und den vier Decanen, zu insceniren, als er die Stirn hatte, den Inhalt der vom Prorector an den König gehaltenen Ansprache im amtlichen Zeitungsberichte dahin zu fälschen, dass die Universität die Protestation der Sieben entschieden missbillige, als er die Aufnahme einer Berichtigung seitens

des Prorectors verweigerte und dieser sich dabei beruhigte, da hielt Otfried Stillschweigen für schimpflich und stellte sich an die Spitze der „Sechs“, welche am 10. December sich öffentlich von den jener Anrede zugeschriebenen Gesinnungen lossagten und ihre sachliche Uebereinstimmung mit den Sieben erklärten. Er musste gefasst sein und war darauf gefasst, auch um sein Amt zu kommen. Er wünschte nur als Privatmann in seinem neugeschaffenen Heim bleiben und durch seine Feder sich und den Seinen das Leben fristen zu können. Aber man wagte nicht, gegen ihn und die fünf Collegen vorzugehen. Natürlich liess er es sich nicht nehmen, den drei Verbannten, Dahlmann, Jacob Grimm und Gervinus, bis an die Landesgrenze das Geleit zu geben, um Zeuge jener überwältigenden Scene zu werden, dass 300 Studenten die Pferde losspannten und selbst die Wagen, in denen die Verbannten sassen, über die Weserbrücke ins Städtchen Witzenhausen zogen.

Er hatte die Prüfung, wohl die schwerste seines Lebens, bestanden. Wer je einen Mann gehabt hat, dem er ein unbedingtes Urtheil über alles eigene Thun zugestand, der wird es nachfühlen, von welcher Freude er erfüllt wurde, als er nun Böckh's Worte lesen durfte: „Ich habe den Gang der Begebenheiten genau verfolgt und mit Theilnahme nicht allein, sondern mit derjenigen Theilnahme verfolgt, als wenn ich mitten darin stände: ich habe gehört und gelauscht und überall herumgestöbert, um zu finden, wie Sie dächten, und kann nur Ihrer ruhigen und würdigen Haltung meinen vollsten Beifall geben.“

Otfried hatte sich wacker und standhaft und edel auf der Seite der Edlen und ihrem Eide Getreuen gehalten. Er steht, wie Jacob Grimm selbst ihm bezeugt, nicht neben, aber bei den Sieben. Er hat sich ein Anrecht auf die Hochachtung aller verfassungs- und überzeugungstreuen Männer erworben.

Die flüchtige Stunde ist dahingeeilt, und das schwache Wort muss von unserem Freunde Abschied nehmen. Aber sein Bild möge uns alle im neuen Studienjahre und immerdar umschweben, als das Bild des seiner Wissenschaft lebenden Commilitonen, des begeisternden Lehrers, des tiefgrabenden, bis zum Tode getreuen Forschers, des vornehmen Mannes — auf dass auch durch uns und an uns sich erfülle das Wort des Sängers seiner „Todtenfeier“:

Tiefschauend sah er in dem Alterthume
Nicht eine seelenlose Mumienform;
Er fand darin des Lebens schönste Blume,
Der Menschheit und des Zeitenlaufes Norm.
Und so wie er in Kraft dahingegangen,
Umschlungen von des Ruhmes reichstem Kranz,
So wird sein Bild hienieden herrlich prangen
Und keine Zeit verlöschen seinen Glanz.

Erscheine, hoher Geist, in diesen Hallen!
Dich grüßet uns'rer Liebe wärmster Gruss.
O wolle segnend uns'ren Kreis durchwallen
Und geben uns'rer Stirn den Weihekuss!
So wie Apoll, des Saitenspieles Rührer,
Dem von der Lippe Geist und Anmuth weht,
Auf dem Parnass erscheint als Musenführer,
So sei Du uns ein treuer Musaget!

Erich Petersoo, Breslau, Altbüschstr. 42.